



Kurfürstenklinik



Küsse, die nach Tränen schmecken

Kayser-Darius Nina

Die Kurfürstenklinik -14-

**Küsse, die nach Tränen
schmecken**

Eine Liebe, die nicht sein durfte

Roman von Nina Kayser-Darius

»Tante Annika, fährst du mit uns Geisterbahn? Bitte!«

»Ja, Geisterbahn, Geisterbahn!«

Annika Södermann fing an zu lachen, als sie die erwartungsvollen Augen ihrer Nichte und ihres Neffen sah. Eva war sieben und Alexander drei, und beide waren entzückt gewesen, als ihre Tante sich bereit erklärt hatte, mit ihnen auf die Kirmes zu gehen – wußten sie doch, daß Annika ihnen viel mehr erlauben würde als ihre Mutter.

»Also gut, wir fahren zusammen Geisterbahn. Habt ihr denn keine Angst?«

»Neiiiiin!« schrie Eva, und Alexander wollte natürlich nicht zurückstehen und schrie ebenfalls: »Nein!«

Annika löste die Karten, aber sie konnten nicht sofort in einem der Wagen Platz nehmen, da sich eine kleine Schlange gebildet hatte. Es waren meistens Kinder mit ihren Eltern, die warteten, aber es gab auch einige Halbwüchsige darunter, die die dunklen Wagen sicher zu ersten Annäherungsversuchen nutzen wollten. Annika lächelte in sich hinein, als sie sich an entsprechende eigene Erlebnisse erinnerte.

Eva und Alexander wurden immer ruhiger. Je näher sie in der Schlange vorrückten, desto mulmiger wurde ihnen zumute. Wahrscheinlich trug auch der Ansager dazu bei, der mit getragener Stimme verkündete, welche Schrecken hinter den buntbemalten Wänden auf die Besucher lauerten.

»Kann ich auf deinem Schoß sitzen?« wisperte Alexander, als sie ganz vorn in der Schlange angelangt waren.

»Klar, Alex.«

»Ich will auch auf deinem Schoß sitzen«, sagte Eva eifersüchtig.

»Dann muß eben jeder von euch mit einem Bein vorliebnehmen«, meinte Annika gutmütig. »Oder ihr setzt euch neben mich, und wir kuscheln uns aneinander – das ist vielleicht noch besser.«

Genauso machten sie es dann auch. Als sie in einen der Wagen stiegen, setzten sich die Kinder links und rechts von

ihr und klammerten sich an sie. Sie umschlang sie fest mit beiden Armen, und ihr fiel erneut eine Situation von früher ein. Als sie das erste Mal in der Geisterbahn gefahren war, hatte ihr Vater sie auf den Schoß genommen, das wußte sie noch genau. Und sie wußte auch noch, daß sie gebibbert hatte vor Angst, genau wie Eva und Alexander es jetzt taten. Aber sie hatte es genauso wenig zugegeben wie die beiden.

Wo war Isa eigentlich damals gewesen? Sie erinnerte sich nicht, daß ihre ältere Schwester mit ihnen Geisterbahn gefahren war. Vielleicht war sie gar nicht dabei gewesen. Auch an ihre Mutter erinnerte sich Annika in diesem Zusammenhang nicht. Aber es war möglich, daß ihr Vater und sie allein auf den Rummelplatz gegangen waren – Annika war immer ein ›Vaterkind‹ gewesen, während Isa sich besser mit ihrer Mutter verstanden hatte.

Eva und Alexander waren Isas Kinder. Annikas Schwester hatte im Augenblick eine ›Lebenskrise‹. Sie selbst nannte es jedenfalls so. Ihr Mann Rainer hatte sie wegen einer anderen Frau verlassen, und nun saß Isa im Alter von fünfunddreißig Jahren mit zwei kleinen Kindern allein da. Sie hatte ihren Beruf als Bibliothekarin bei Alexanders Geburt aufgegeben – mit dem Ziel, in wenigen Jahren, wenn die Kinder ein wenig größer waren, wieder einzusteigen. Doch jetzt sah es so aus, als müsse sie ganz neu planen.

Annika half ihr, wo sie nur konnte. Sie liebte ihre Schwester und deren Kinder sehr, und sie versuchte, Isa das Leben etwas leichter zu machen. Aber sie hatte eben nicht sehr viel Zeit – außer am Wochenende. Annika war Tierärztin und da sie ihre eigene Praxis erst vor einem Jahr eröffnet hatte, war sie noch nicht richtig etabliert. Vor allem ältere Leute fanden sie häufig zu jung, um ihr ihre kostbaren Lieblinge anzuvertrauen.

Langsam setzte sich die Geisterbahn in Bewegung, und augenblicklich drangen Lachen und Kreischen aus den anderen Wagen zu ihnen herüber.

»Jetzt geht's los!« sagte Annika lächelnd. »Ich bin ja wirklich gespannt, was sie uns alles bieten!«

Sie bekam keine Antwort. Statt dessen klammerten sich beide Kinder nur noch fester an sie.

*

Christian Graf Rentzow fuhr mit versteinertem Gesicht in Richtung Berliner Innenstadt. Er war auf dem Schloß seiner Eltern im Lauenburgischen gewesen, und wie in letzter Zeit so oft hatte es wieder eine lautstarke Auseinandersetzung gegeben. Er war es leid, daß sie ihn ständig bedrängten, endlich zu heiraten. Gut, er war der einzige Sohn, und auf ihn allein kam es an, für Nachkommen zu sorgen, damit Schloß Rentzow im Familienbesitz blieb. Er war schon dreißig Jahre alt, und seine Eltern wurden allmählich nervös. Das konnte er zwar nachempfinden, aber dennoch fand er, daß das ausschließlich seine Angelegenheit war. Er konnte doch nicht irgendeine Frau heiraten, nur damit es einen Erben auf Rentzow gab!

Aber wann immer er seinen Eltern das sagte, erregte er nur ihren Unmut. Sein Vater sprach von Pflichtgefühl, erwähnte den uralten Stammbaum der Grafen Rentzow und daß es im Leben nicht immer nur nach dem Lustprinzip gehe.

Christian stieß ein freudloses Lachen aus. Er war ein gutaussehender Mann mit kurzen braunen Haaren, einem klaren, offenen Gesicht und einer schlanken, durchtrainierten Figur. Es gab etliche junge Frauen, die ihn gern geheiratet hätten – aber keine von denen, die ihm seine Eltern im Laufe der Zeit unauffällig präsentiert hatten, konnte er sich als seine Ehefrau vorstellen. Er hing der romantischen Vorstellung an, es müsse möglich sein, eine Frau zu finden, die er wirklich lieben könnte und mit der er sein Leben gern zusammen verbringen wollte – nicht nur, weil es seine Pflicht war.

Ein Riesenrad tauchte vor ihm auf, und unwillkürlich entspannte er sich. Wie lange war das her, daß er einmal auf einem Rummelplatz gewesen war! Als Kind hatte einer seiner Onkel ihn öfter mitgenommen, aber später galt das als unpassend für Leute seiner Kreise. Er ertappte sich bei dem Gedanken, wie es wohl wäre, sich unter die Leute zu mischen und diesen unvergleichlichen Duft aus Bratwurst, Fischbrötchen und gebrannten Mandeln zu schnuppern.

Er hatte diesen Gedanken noch nicht einmal zu Ende geführt, als er auch schon die Spur wechselte und gleich darauf den Hinweisschildern zum Parkplatz des Volksfestes folgte. Er nahm sich vor, die unerfreuliche Auseinandersetzung mit seinen Eltern dadurch zu verdrängen, daß er sich auf diesem Rummelplatz mit der Menge vorwärtsschieben, sich vom Riesenrad hoch über die Stadt tragen lassen und vielleicht sogar ein Fischbrötchen verzehren würde.

Er hatte Glück und fand noch einen freien Platz für seinen Wagen. Gleich darauf schlenderte er mit vielen anderen auf die bunte Budenstadt zu und stellte zu seinem Erstaunen fest, daß er sogar eine leichte Erregung verspürte – als wäre er noch der kleine Junge, der mit seinem Onkel in diese fremde Erlebniswelt eintauchen durfte.

*

Als es an seiner Tür klingelte, dauerte es eine Zeitlang, bis Dr. Adrian Winter sie öffnete. Er hatte verstrubbelte Haare und sah so verschlafen aus, daß seine Nachbarin Carola Senftleben rief: »Ich hab' Sie geweckt, Adrian, das tut mir leid!« Doch gleich darauf fügte sie ehrlich hinzu: »Nein, es tut mir überhaupt nicht leid, wenn Sie's genau wissen wollen.«

»Kommen Sie 'rein, Frau Senftleben, und warten Sie ein paar Minuten – dann bin ich ansprechbar!« Adrian verschwand im Bad, und Frau Senftleben ging in sein

Wohnzimmer, wo sie sich auf der äußersten Kante eines Sessels niederließ zum Zeichen, daß sie keineswegs die Absicht hatte, länger zu bleiben.

Sie war nicht allzu oft in der Wohnung ihres jungen Nachbarn – dafür war es umgekehrt um so häufiger der Fall. Carola Senftleben ging auf die Siebzig zu, und sie hatte, neben vielen anderen Interessen, auch eine Leidenschaft fürs Kochen. Da sie gern Gesellschaft hatte, lud sie Adrian öfter ein, was er sich nur zu gern gefallen ließ. Frau Senftleben kochte nicht nur köstlich, sie war auch geistig sehr rege, und deshalb unterhielt er sich wirklich gern mit ihr. Ihr ging es genauso, und so waren ihre nachbarschaftlichen Beziehungen höchst erfreulich.

Mit nassen Haaren, aber wachen Augen kam der junge Chirurg, der die Notaufnahme in der Berliner Kurfürsten-Klinik leitete, aus dem Bad zurück und ließ sich auf sein Sofa fallen. »Gut, daß Sie mich geweckt haben, Frau Senftleben, ich wäre sonst wahrscheinlich mitten in der Nacht aufgewacht.«

»Das habe ich mir gedacht.« Sie betrachtete ihn und schüttelte dann halb besorgt, halb mißbilligend den Kopf. »Sie arbeiten sowieso schon zuviel, Adrian – mußten Sie denn zusätzlich auch noch diesen Artikel schreiben? War das nötig? Schauen Sie sich mal im Spiegel an! Wie ein Gespenst sehen Sie aus!«

Er grinste verlegen, was ihn jünger wirken ließ als seine fünfunddreißig Jahre. »Nötig war es natürlich nicht, Frau Senftleben, aber wenn man von einer so wichtigen Medizinzeitschrift gebeten wird, einen Grundsatzartikel über Notfallmedizin zu schreiben, lehnt man das nicht ab. Es ist eine Ehre, überhaupt gefragt zu werden, verstehen Sie?«

Sie nickte. »Doch, das verstehe ich natürlich. Aber mußten Sie denn alles allein machen? Ich meine, auch die ganze Vorarbeit? Konnte Ihnen dabei wirklich niemand helfen?«

»Nein, niemand. Ich mache mir schon lange Notizen zu der Art und Weise, wie wir mit den Rettungsmannschaften

zusammenarbeiten – das ist ja anders als in den meisten Großstädten. Wir haben keine Leitstelle, die uns aus Versehen Patienten zuweist, ohne mit uns Kontakt aufzunehmen, wie es in anderen Krankenhäusern immer wieder vorkommt. Dort kommt es deshalb oft zu Fehleinweisungen, weil der Informationsfluß nicht funktioniert. Mit uns wird immer direkt gesprochen, und wir haben mit diesem System die besten Erfolge.« Er gähnte ausgiebig und streckte sich. »Aber Sie sind doch bestimmt nicht gekommen, um mit mir über meinen Artikel zu sprechen?«

Seine Nachbarin schüttelte den Kopf mit den kurzgeschnittenen grauen Haaren, während ihre blauen Augen ihn noch immer forschend ansahen. »Sind Sie jetzt wenigstens fertig damit?«

»Ja, ich habe den Artikel gestern abgeschickt – auf den allerletzten Drücker, kurz vor Mitternacht. Die haben mich fast täglich angerufen, ob ich es auch wirklich noch schaffe. Aber ich kann Ihnen sagen, Frau Senftleben, danach war ich so fertig, daß ich nicht einmal schlafen konnte.«

»Das haben Sie dann ja heute nachgeholt.«

»Ja«, gab er betrübt zu, »aber ich muß morgen früh wieder in der Klinik antreten – dabei hätte ich jetzt ein paar freie Tage gut gebrauchen können.«

»Gut«, sagte sie energisch und stand auf. »Das wollte ich nur wissen, dann kommen Sie jetzt mit mir!«

»In Ihre Wohnung – zum Essen?« fragte er voller Hoffnung.

»Nein, auf den Rummelplatz«, antwortete sie. »Ich lade Sie ein zu Fischbrötchen und Currywurst – oder auch zu etwas anderem. Ich war seit dreißig Jahren nicht mehr auf einer Kirmes, und dies ist ein wunderbarer Tag, um sich wieder einmal ins Getümmel zu werfen.«

Er war sprachlos. »Frau Senftleben«, begann er vorsichtig, »haben Sie sich das auch gut überlegt? Sie wissen doch, wie es auf einem Rummelplatz zugeht, oder? Da ist es